

Herbert Hrachovec

Auf einen Augenblick



Geboren Wien 1947. Dort auch Studium von Germanistik, Geschichte, Theologie und Philosophie. Studien- und Forschungsaufenthalte in Tübingen, Oxford, Münster und Cambridge, Massachusetts. 1980 Habilitation; seither Professor am Institut für Philosophie der Universität Wien. Mehrere Scholarships in den USA. Veröffentlichungen auf den Gebieten Logik, analytische Philosophie, Wissenschaftstheorie, Metaphysik, Geschichtsphilosophie, Ästhetik und Film.

(Zeichnung: Rosmarie Lackner)

Man trifft so viele Menschen hier, auch alte Bekannte. Zum Beispiel Goethe. Auf ihn bin ich in einer Filmmatinee zum 100. Geburtstag Fritz Kortners gestoßen. Der Schauspieler las aus dem zweiten Teil des Faust, und eine Passage beleuchtete schlaglichtartig die Schwierigkeiten des Aufenthalts im Wissenschaftskolleg.

*Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.*

Das Gesetz der unablässigen Selbstbefreiung durch Arbeit ist an diesem Ort jäh außer Kraft gesetzt. Die Folgen des idyllischen Angebotes sind irritierend: Der eingespielte Rhythmus der Wissenschaftsroutine verträgt sich schwer mit dem Genuß der ausgedehnten Möglichkeiten. Wenn *das* vom Alltagszwang befreites Leben ist, was ist bisher geschehen? Und umgekehrt: Wenn das bisherige Verfahren richtig war, was bedeutet das für den Luxus? Mit Goethe gefragt: Was ist geschenkte Freiheit wert? Sicherlich läßt sich auch in der allseits auf das Wohlergehen der Fellows bedachten Institution eine Art Alltag einrichten; der Widerspruch wird so nur überdeckt. Ich möchte ihn ein Stück weit in die Beschäftigungen des vergangenen Jahres verfolgen.

Der erste und der letzte Text, den ich verfaßte, laufen ungeplant und aus äußerst unterschiedlicher Richtung auf ein Thema zu, das Goethe gleich nach dem letzten Schluß der Weisheit anspricht. „Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn“ gäbe das Recht, dem Augenblick Bestand zu wünschen:

*Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn.*

Das strebende Bemühen und die Erlösung stammen aus himmelweit getrennten Sphären und sollen doch zusammentreffen, so daß ein Zeichen unauslöschlich bleibt. Hans Blumenberg hat diese Wunschvorstellung zu einem Zentralproblem seines Buches *Lebenszeit und Weltzeit* gemacht. „Facta infecta fieri non possunt.“ Läßt sich verantwortlich denken, daß Spuren unserer Erdentage der Vergänglichkeit entgehen? Ich brachte die erste Fassung eines Artikels über Blumenbergs Geschichtsphilosophie ans Kolleg mit, und es ist vielleicht kein Zufall, daß er an dieser Stelle plötzlich viel zu primitiv erschien. Nichts ist leichter, als sich über derlei Spekulationen hinwegzusetzen. Risikoreicher ist der Versuch, sie umzuformulieren, so daß ein respektabler libidinöser Impuls durchscheint. Die Aufgabe kostete mich fast zwei Monate; Artikel gehen schneller von der Hand, wenn man sich von unerbittlichen Notwendigkeiten drängen läßt.

Der Schlüssel zur Lösung des Problems liegt darin, zu sehen, daß Aussagen über die Welt und Aussagen über die Bedingungen, unter denen solche Aussagen gemacht werden können, in der Zone philosophischen Leistungsdrucks interferieren. „Taking the sort of life we actually lead seriously, it is very difficult to imagine its making no difference whatsoever, or to construct a future state of the universe of which it would be true to say that human life has never been in existence. This is no more mysterious than observing that the characters of some narrative might well be able to talk about their radical contingency and even their possible non-existence while systematically being unable to raise themselves into a position from which it would make sense for them to annihilate their world without a trace.“ Der Widerspruch, Gedächtnis für immer etablieren zu wollen und nur auf Zeit durchhalten zu können, schafft Unbehagen und hält einen Horizont offen, der in Machbarkeitsstudien fehlt. Viel Energie ist deshalb während meines Aufenthalts in Spurensicherung im Osten Deutschlands geflossen. Umgeben von starken Tendenzen, Geschichte auszulöschen, habe ich in Gesprächen, Zeitungsbeiträgen und (ansatzweise) in theoretischer Reflexion der Differenzerfahrungen daran gearbeitet, die rasch verschwindenden Insignien getrennter Welten in Erinnerung zu halten. Es ist ein Augenblick, der nicht verweilt und Anstrengung nötig hat, damit er schön wird. Das vorgesehene Buch über Filmtheorie ist in dieser Situation langsamer als gedacht vorangekommen, dafür habe ich umfangreiches Material für das Projekt einer Veröffentlichung über künstliche Intelligenz gesammelt

Aus diesem Umkreis kommt der Vortrag, den ich zuletzt schrieb. Eine briefliche Kontroverse zwischen David Hilbert und Gottlob Frege betrifft

den Wirklichkeitsanspruch formal ausdefinierter Axiomensysteme. Hilbert steht auf dem mittlerweile in der mathematischen Grundlagenforschung allseits anerkannten Standpunkt, daß Axiome nicht Objekte selbst, sondern Strukturen zwischen Objekten betreffen. Einzeldinge innerhalb eines Isomorphismus sind auswechselbar. Dagegen besteht Frege auf dem Gegenstandsbezug als Basis des wissenschaftlichen Vorgehens. Für ihn müssen Axiome einleuchten, nicht einfach darum gelten, weil eine zu ihnen passende Kunstwelt gedacht werden kann. Einsichten ein- für allemal und partielle, ad hoc konstruierte, Übereinkünfte stehen einander gegenüber. Worte wie „Punkt“ und „Gerade“ können — das ist der surrealistische Zug des Briefwechsels — unter geeigneten Strukturvoraussetzungen Punkte und Geraden, aber auch Taschenuhren und Federhalter meinen. Gibt es einen Weg, den Sprachgebrauch gegen die Fluktuationen des Augenblicks abzusichern? Die Antwort verläuft analog zur Schlußfolgerung im Blumenberg-Artikel. Linguistische Aktivitäten sind wie Produkte des Triebhaushalts niemals bloß sachorientiert; sie implizieren immer auch ein Rahmenprogramm, das Verbindlichkeiten auferlegt, die auf den ersten Blick nicht auszumachen sind. Frege: „Wie ist es denn nun? Kann man das Parallelenaxiom als solches anerkennen? Schneidet eine Gerade, die eine von zwei Parallelen schneidet, immer auch die andere? Eigentlich kann jeder diese Frage nur für sich beantworten. Ich kann nur sagen: Solange ich die Wörter ‚Gerade‘, ‚Parallele‘ und ‚schneiden‘ so verstehe, wie ich sie verstehe, muß ich das Parallelenaxiom anerkennen.“ Bedeutungen gleiten, aber das ist nicht das letzte Wort. Die ursprüngliche Sicherheit kommt auch nicht wieder. Der Standpunkt am Ende sind Aussagen, die nicht alleine Tatsachen, sondern zugleich Konstitutionsbedingungen der Welt, in der sie vorkommen, erschließen.

Ein einfaches Beispiel: Was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden, „nicht in Äonen untergehn“. Natürlich ist die Existenzspanne des Planeten beschränkt; es wäre töricht, Vergangenes über sie hinauszuprojizieren. Die Pointe des Spruchs zielt in eine andere Richtung. Ereignisse mit Gewicht bestimmen die Definition dessen, der sie erfährt. So ist es möglich, im Augenblick Endgültigkeit unterzubringen. Eine Behinderung erlaubt mir nicht, definitive Wahrheiten zu akzeptieren, die keinen Datumstempel tragen. Die Frist ist abgelaufen, die Herausforderung hat gerade erst begonnen. Man trifft so viele Menschen hier, ich schulde ihnen ein denkwürdiges Jahr.